

Markus Ridder · Der Blütenstaubmörder



Zwei Frauen werden tot aufgefunden. Sie wurden vergewaltigt und ihre Körper weisen Spuren von Blütenstaub auf. Sonst hat die Polizei keinerlei Anhaltspunkte. Polizeianwärtlerin Jenny Biber hat es hier mit ihren ersten Mordfällen zu tun. Privat steckt sie in einer Krise und deshalb stürzt sie sich kopfüber in die Ermittlungen. Auf der Suche nach dem Blütenstaubmörder stößt sie auf ein längst vergessenes, ungesühntes Verbrechen. Als eine Freundin verschwindet, ahnt sie Böses. Hat der Blütenstaubmörder wieder zugeschlagen? Jenny Biber kommt der Wahrheit gefährlich nah und riskiert dabei Kopf und Kragen.

Markus Ridder lebt als freier Journalist und Schriftsteller in München. Seine Berichte und Reportagen erscheinen in Tageszeitungen, Fachzeitschriften und Reisemagazinen. Er studierte Politik, Philosophie und Geschichte und absolvierte danach ein journalistisches Volontariat bei „Horizont“ in Frankfurt am Main. Nach Umwegen, unter anderem über die Pressestelle der ProSiebenSat.1 Group, konzentriert er sich jetzt ganz auf seine Leidenschaft: das Schreiben.

„Der Blütenstaubmörder“ spielt, wie sein Erstlingswerk „Die Krabbe“ (2009, 3. Auflage), in Oberbayern.

Weitere Infos unter: www.markusridder.com

Markus Ridder

Der Blütenstaubmörder

PENDRAGON

Der erste Fall für
Heiko Plossila & Jenny Biber

für Antonia

Lieber Rune,

hier ist er also: mein erster Brief! Mit der Hand geschrieben, mit Füller und Tinte und auf echtem Papier. Ich fühle mich schon sehr „geerdet“ hierdurch, wie du prophezeit hast. Ich habe es gut angetroffen hier in Landsberg, bin im Alten Hasen abgestiegen, einer kleinen Pension mit Restaurant. Ich habe sie früher bei meinen Recherchen in der Gegend gar nicht wahrgenommen, dabei liegt sie fast am Hauptplatz, man kann sie gar nicht verfehlen. Und das Restaurant mit gleichem Namen – eher eine Art gutbürgerliches „Stüberl“, wenn du weißt, was ich meine – ist die Klatsch- und Tratschbörse Nummer eins in Landsberg. Interessante Leute verkehren hier, das örtliche Kirchenoberhaupt, Unternehmer, Bauern, Handwerker, aber auch zwielichtige Gestalten, von denen man nicht weiß, was man von ihnen halten soll. Ich sehe dich lachen, mein Lieber, aber solche Leute sind genau die richtige Inspiration für einen wie mich. Einige kennen mich sogar noch, wegen meines letzten Krimis, der ja hier spielt, allerdings ist deshalb nicht jeder gut auf mich zu sprechen, aber das berührt mich nicht wirklich. Hauptsache, ich finde hier wieder zum Schreiben, und genug Abstand sollte ich eigentlich haben.

Drei Monate ist es jetzt her, seit es definitiv zu Ende ist. Und doch bleibt mein Problem das immer gleiche: Meine Gedanken lassen sich einfach nicht mehr auf ein Ziel ausrichten. Sie wollen die Geschichte rund um Lisa durchdenken, durchdenken und noch mal durchdenken. Als hätten sie das nicht in den vergangenen Monaten ausschließlich getan. Dabei will ich mich doch nur auf meine Arbeit konzentrieren!

Lisa. Wie oft habe ich mir einfach gewünscht, sie wäre tot, dann wäre es auch für mich – für uns! – endgültig vorbei gewesen. Ein kleiner Autounfall vielleicht, ein falscher Schritt in den

Alpen oder was auch immer. Aber so konnte ich hoffen und immer wieder hoffen, dass sie sich doch für mich entscheidet und gegen ihn, ja ... Ach, Rune, du weißt, dass das Unsinn ist, was ich hier von mir gebe, aber es war dein Vorschlag, dir mit Tinte auf Papier zu schreiben – und jetzt kann ich den geschriebenen Absatz nicht einfach wie bei einer E-Mail löschen. Ich hoffe, du ordnest ihn deshalb richtig ein: als verzweifelten Ausruf eines Autors, der nicht mehr arbeiten, nicht mehr schreiben kann, weil seine Herzensangelegenheiten ungeordnet sind.

Tatsächlich wird sich eine gute Gelegenheit ergeben, endgültig Abschied von Lisa zu nehmen: Ihre Mutter ist vor Kurzem gestorben und sie will sich hier mit einem Makler treffen, um das alte Bauernhaus zu verkaufen, in dem die alte Dame bis zum Schluss gelebt hat. Du weißt, dass ich meinen letzten Krimi nur deshalb in dieser Gegend habe spielen lassen, weil sie von hier stammt und ich ihr imponieren wollte – Kindereien, natürlich! Auf jeden Fall hat sie um ein letztes Treffen gebeten, „auf rein freundschaftlicher Basis“. Wir haben uns also für kommenden Freitag am Ammersee auf einen Kaffee verabredet und ich bin fest entschlossen, mich nicht wieder auf ihre Spielchen einzulassen. Ich hoffe, du glaubst an mich, mein Freund.

Alles Gute nach München

Konrad

Die letzten Meter ließ sie den Wagen ausrollen. Erst als er unmittelbar vor dem Tor der alten Scheune angekommen war, trat sie leicht auf die Bremse, um ihn zum Stehen zu bringen. Sie drehte den Zündschlüssel um und betrachtete das alte Holz, das feucht und morsch war und an den oberen Enden der Latten mit Moos überzogen. Es gab unendlich viele Facetten von Braun, stellte sie fest, mehr als sich die Menschen Namen dafür ausgedacht hatten und die Oberflächenstruk-

tur der Tür war mit ihren Einkerbungen, Absplitterungen und den Spuren, welche die Witterung auf ihr hinterlassen hatten, vielfältiger als irgendein Kunstwerk, das sie sich vorstellen konnte. Wäre sie Objektkünstlerin, sie würde diese alte Holztür nehmen, ihre Unterschrift mit einem Balleisen in das untere Eck hineinhamern und sie als *Ready-made* für viel Geld an ein Museum verkaufen. Doch sie fertigte Plastiken und das seit einigen Jahren ausschließlich aus Draht, dafür stand sie, stand ihr Name: Lisa Lyotard. Ihren Nachnamen hatte sie sich vor einiger Zeit selbst zugelegt, aber als Lisa Huber hätte sie wohl keine Chance gehabt auf dem oberflächlichen internationalen Kunstmarkt. Lisa Huber war einfach zu unglamourös, zu ländlich, zu deutsch, zu bayerisch. Am Anfang glaubte sie, ihre Mutter zu kränken, indem sie ihren Namen ablegte, doch waren ihre Sorgen unbegründet. Ihre Mutter hielt ohnehin nichts von der „Brotlosen Kunst“, entsprechend wenig konnte sie den Plastiken ihrer Tochter abgewinnen. Einmal hatte es eine Ausstellung von ihr im Penzinger Pfarrheim gegeben, der Lisa Huber nicht zuletzt deshalb zugestimmt hatte, um ihrer Mutter eine Freude zu bereiten. Irgendwie dachte sie wohl, es würde sie glücklich, würde sie vielleicht stolz machen – sie, die in ihrem Leben so hart arbeiten musste, nachdem ihr Mann, Lisas Vater, viel zu früh gestorben war. Doch dann kam Lisa Huber nicht umhin zu denken, dass ihr das Ganze peinlich war. Die Aufmerksamkeit. Das Interesse der lokalen Medien. Die Bauern, die hinter vorgehaltener Hand wohl lachten, über das von Strahlern illuminierte „Altmetall“ auf den weißen Podesten. Und vielleicht war ihr auch die Tochter selbst peinlich mit ihren hohen Stiefeln und den hautengen schwarzen Leggings und dem taillierten japanischen Seidentop. Eine Exotin, die durch ihr aufreizendes Äußeres mehr Blicke auf sich zog als die Kunst, für die sie stand. Hatte sie mit ihrer Mutter schon davor nur

losen Kontakt gehabt, war er nach der Ausstellung fast komplett zum Erliegen gekommen.

Lisa Huber versuchte sich zu erinnern, wann sie das letzte Mal in ihrem Elternhaus gewesen war, doch sie konnte sich keine Situation vergegenwärtigen. Gut, da war dieser Tag vor sechs Wochen, als das Krankenhaus angerufen und sie von dem Schlaganfall ihrer Mutter unterrichtet hatte. Lisa Huber hatte alles stehen und liegen lassen und war sofort ins Krankenhaus gefahren und danach zu ihrem Elternhaus, hierher, um einige Sachen für die Mutter zusammenzupacken. Doch sie hatte kaum Zeit gehabt, sich umzusehen, ihre Fremdheit abzulegen, Vertrauen aufzubauen zu einem Ort, den sie doch eigentlich kannte, an dem sie aufgewachsen war, der ein Teil von ihr war.

Lisa Huber atmete tief ein, um einen inneren Schlusstrich zu ziehen: Bis hierher durften ihre Gedanken und Gefühle gehen, beschloss sie, aber keinen Schritt weiter. Sie ergriff die Handtasche auf dem Beifahrersitz und begann darin zu kramen, bis ihre Finger auf das silberne Puderdöschen trafen. Dann klappte sie in einer mechanischen Geste die Sonnenblende herunter und betrachtete sich im Spiegel. Mit Mitte dreißig hatte sie noch kaum eine Falte, doch seit einigen Monaten hatte sich eine Armada kleiner roter Punkte über ihre Wangen gelegt, wie kleine Pickelchen sahen sie aus, aber es waren keine. Die Ärzte sagten das, was sie immer sagten, wenn sie keine Lösung für das Problem fanden: dass es die Umwelteinflüsse waren, dass es vom Stress kam. Vielleicht hatten sie recht, nur dieses eine Mal natürlich, denn Stress, den hatte sie ja gehabt in den vergangenen Monaten. Die Affäre mit Konrad, die durch sein bescheuertes Verhalten aufflog und das Ende ihrer sechsjährigen Beziehung mit Lukas zur Folge hatte. Schließlich der plötzliche Tod ihrer Mutter, der sie aus dem Gleichgewicht brachte. Hinzu kam die Planung für ihre erste Vernissage in London, ein Ziel, auf das sie so lange hingearbeitet

hatte und das sie trotz ihrer persönlichen Probleme keinesfalls gefährden wollte. Sie fuhr sich mit dem braunen Puderpad über ihre Nasenflügel und ihre Wangen, die Konrad einmal ihre Audrey-Hepburn-Wangen genannt hatte. Dann klappte sie das Etui wieder zu und verstaute es in der Handtasche. Sie blickte nach draußen und hatte plötzlich Lust, das alte Stalltor zu berühren und daran zu riechen.

Als der Makler gegangen war, schaute sie noch eine Weile aus dem Schlafzimmerfenster ihrer Mutter nach draußen, über die Felder, die in der untergehenden Abendsonne glühten. Das Haus stand einsam, abseits vom Dorf, war eine ehemalige Landwirtschaft, umringt von Äckern, die mit mannshohen Maispflanzen bewachsen waren. Hindurch schlängelte sich eine gedrungene Straße aus altem, aufgeplatzttem Asphalt, aus dessen Ritzen sich die Pustebumen kämpften. Nur einen Steinwurf weit vom Anwesen entfernt hatte man einen Schotterplatz mit einer Wasser-Füllstation errichtet: Ein unterarmdicker Schlauch hing an einem Kran, damit die Tanks, die von den Traktoren über die Felder gezogen wurden, auch von oben befüllt werden konnten. Die Station und die Straße waren das Einzige, was daran erinnerte, dass so etwas wie Chemie, Dünger und Dieselmotoren bereits erfunden worden waren.

Lisa Huber konnte sich nicht erinnern, jemals als Kind an diesem Fenster gestanden und diese herrliche Aussicht genossen zu haben, die freie Sicht durch die sämige Luft bis hinüber zum Waldrand, der jetzt nur noch ein amorpher graugrüner Streifen war. *Aber auch das gehört zum Erwachsenwerden, dachte sie, dass sich der Blick schärft und für die Formen und Farben öffnet, an denen man als Kind achtlos vorbei gelaufen ist. Älter werden heißt, sich ein Stück weit aus der Welt zurückziehen, das zum Objekt zu machen und das als Objekt zu genießen, dessen lebendiger Teil man früher einmal selbst gewesen ist. Ein kleiner*

Tod, den man sterben muss, um die Welt aus einer höheren Warte zu begreifen und ganz sicher, um künstlerisch tätig zu sein. Sie fragte sich, ob ihre Mutter in all der Zeit, die sie alleine in diesem Haus gelebt hatte, einmal an dieser Stelle gestanden und ähnlichen Gedanken nachgehungen hatte. Doch noch während sie sich die Frage stellte, wusste sie auch schon die Antwort und zog in einer trotzigem Geste die weißen Gardinen vor das Fenster.

Sie ging die knirschenden Stufen hinab ins Erdgeschoss und fand ihren braunen Sechzigerjahre-Lederkoffer auf den kalten Fliesen im Flur. Sie hatte Wäsche für eine Woche eingepackt. Nächsten Donnerstag wollte der Makler erneut bei ihr vorbeischauen, um mit ihr ein Preisziel für das Haus zu vereinbaren, am Freitag würde sie wieder zurück nach München fahren. Sie hätte natürlich auch heute Abend zurückreisen können und am Freitag wieder hierher: Es waren nur fünfzig Kilometer bis nach München, doch wollte sie unbedingt vertrauter mit ihrem Elternhaus werden, bevor sie es verkaufen würde. Sie empfand es wie das Wiedersehen mit einem alten Freund, mit dem man noch ein wenig Zeit verbringen will, bevor man ihn auf eine Reise ohne Wiederkehr schickt. Außerdem war sie in den vergangenen Monaten so verwirrt gewesen, dass sie sich in gewisser Weise auf ihre Ursprünge zurückbesinnen wollte. Sie hatte zwischen zwei Männern gestanden, zwischen denen sie sich nicht entscheiden konnte, für beide empfand sie „eine Form von Liebe“, wie sie es nannte, mit beiden ging sie ins Bett. Doch erst als die Dreiecksgeschichte mit einem riesigen Knall explodierte, hatte sie wieder gewusst, wohin sie gehörte. Doch es war zu spät, ihre Beziehung mit Lukas noch zu retten.

Der offizielle Grund für den Aufenthalt in ihrem Elternhaus, der Grund, den sie Freunden und Kollegen unterbreitete, war ein anderer. „Ich brauche Zeit für neue Entwürfe und

will die nötige Ruhe hierfür auf dem Land finden“, sagte sie. Das stimmte auch, doch teilte sie sich mit Max ein herrliches Atelier in München, in dem sie hervorragend arbeiten konnte. Es gab im Grunde keinen Kreativitätsstau. *Aber wer weiß*, dachte sie. *Vielleicht bringt mich die Magie des Landes ja doch auf etwas ganz Neues*. Sie ergriff ihren Koffer und ging zurück über die knarrenden Stufen, hinauf in den ersten Stock. Sie würde im Schlafzimmer ihrer Mutter übernachten, da ihr ehemaliges Kinderzimmer vollkommen umgestaltet worden war. Zwar stand ihr altes Bett noch darin, doch hatte ihre Mutter alle persönlichen Gegenstände ihrer Tochter entfernt und durch allerlei Nippes ersetzt: gehäkelte Deckchen, Tonpuppen aus den Fünfzigerjahren, Dritte-Welt-Kalender aus mehreren Jahrzehnten, geschnitzte Holzfiguren aus dem Erzgebirge und dergleichen.

Als sie den Kleiderschrank öffnete, wusste sie, was auf sie zukam, und sie versuchte ihre Gedanken und Gefühle erneut zu kontrollieren. Ohne nachzudenken griff sie die Wäsche ihrer Mutter, hauptsächlich Nachthemden und Unterwäsche, legte sie auf einen Haufen und brachte sie anschließend in ein Gästezimmer, von dem sie nicht wusste, ob es jemals als solches genutzt worden war. Dann stapelte sie ihre eigene Kleidung ordentlich in die ausgeräumte Schrankhälfte, legte ihr Nachthemd aufs Bett. Einem unbestimmten Gefühl folgend, trat sie erneut ans Fenster. Es war bereits dunkel geworden.

Nirgendwo war die Nacht so sehr bei sich selbst wie auf dem Land, dachte Lisa Huber, nirgendwo war sie so schwarz, so undurchdringlich, so geheimnisvoll. Als sie die Vorhänge wieder zuziehen wollte, fiel ihr ein Lichtpunkt auf, ein gelber Pinselstrich, der sich über das Grau der kleinen Straße und das Grün der sie flankierenden Maispflanzen legte. Er stammte von einem Auto, das sich mühsam und irgendwie schwerfällig näherte, vielleicht war es ein Traktor. Erst als der Wagen

auf den Schotterplatz der Füllstation fuhr, erkannte sie, dass einer der beiden Scheinwerfer defekt war und nur mit halber Kraft leuchtete. Der Wagen blieb einige Zeit mit laufendem Motor stehen, dann erloschen die Lichter. Lisa Huber zog die Vorhänge wieder zu und ging hinab in die Küche, mit schnellen Schritten, als gäbe es dort etwas Wichtiges zu erledigen. Sie wusste nicht warum, aber eine eigenartige Kälte bemächtigte sich ihrer. Zuerst dachte sie, es komme von den kalten Flurfliesen, auf denen sie lediglich in Socken umherhuschte. Doch auch als sie längst gegessen hatte, mit ihrem Zeichenblock im Wohnzimmer saß und ihre Füße in eine dicke Wolledecke geschlungen hatte, war die Kälte nicht gewichen. Sie war lediglich von ihren Füßen nach oben gewandert, hatte sich in ihrer Brust eingenistet. Es war Angst, erkannte Lisa Huber, eine unbestimmte Form der Angst. Es fühlte sich an, als würde sie beobachtet werden, dachte sie. Doch ging sie dem Gedanken nicht weiter nach, versuchte ihn zu blockieren. Sie wollte sich jetzt nicht schon wieder in irgendein Gefühl hineinsteigern, das sie beherrschte. Sicherlich resultierte es doch nur aus der Tatsache, dass sie sich in einem Haus aufhielt, das ihr eigenartig vertraut und fremd zugleich vorkam, in dem eine andere Person hunderte von Gegenständen hinterlassen hatte, die sie gewissermaßen anstarrten. *Ja, das ist es*, dachte sie, *die Gegenstände einer fremden Frau, die zufällig meine Mutter war, starren mich an, der rote Nussknacker mit dem weißen Bart, das alte balkenförmige Radio, in dessen Ritzen der Staub lungert, die Vase vor dem Fenster, hinter dem die ungezähmte Nacht lauert.* Ein Schauer überkam sie und sie zog die Decke noch ein Stück weit nach oben.

„Stop“, sagte sie laut. „Stop thinking!“

Sie atmete ein, sie atmete aus, ruhig und ohne zu denken. Dann konzentrierte sie sich wieder auf ihre Zeichnung, verlieh ihrer Drahtkonstruktion eine weitere Ebene, indem sie

sie mit einer leichten Schattierung hinterlegte. Und sie dachte an etwas anderes, dachte an heute Nachmittag, an Konrad. War es richtig gewesen, ihn noch einmal zu treffen? Nach allem, was er ihr angetan hatte? Er begrüßte sie wie eine alte Freundin – und sie ging darauf ein. Er sah anders aus, trug einen alten Pullover und abgetragene Jeans, so als wolle er ihr zeigen, dass er sich nicht mehr für sie schick machen wolle – wenn er das je getan hatte, aber doch, korrigierte sie sich, das hatte er wohl ... Er sah natürlich immer noch gut aus mit seinen vollen Lippen, seinem dichten, dunklen Haar, in dem sich einige graue Flecken abzeichneten. „Pigmentflecken“, wie er einmal sagte. „Je älter ich werde, umso größer werden sie, aber mich stören sie nicht, mir sind sie egal.“ Ja, sie waren egal, oder besser: Sie standen ihm, machten etwas Besonderes aus ihm und die Souveränität, mit der er damit umging, adelten ihn, so empfand sie es jedenfalls. Aber er war nicht mehr so charmant, nicht mehr so zuvorkommend wie zu „ihrer Zeit“. Er gab sich auch weniger Mühe, das Gespräch zu lenken, neue Themen aufzugreifen, wenn der natürliche Fluss von Rede und Gegenrede einmal unterbrochen wurde. Er warb nicht mehr um sie, sie fühlte es ganz deutlich, ihr Band war zerrissen.

Sie schreckte von ihren Gedanken auf. Ein dumpfer Laut – das Metallfass, das draußen im Hof hinter dem Haus stand, und in dem sich der Regen sammelte. Etwas musste daran gestoßen sein. Dann Schabegeräusche auf der Terrasse. An der Terrassentür? Sie schlug die Decke zurück und erschrak erneut. Ein Poltern, direkt neben ihr.

„Was ...?“

Sie atmete aus: Der Block, der Stift waren auf den Boden gefallen. „Beruhige dich“, wollte sie sich laut zurufen, doch sie unterdrückte den Impuls, machte stattdessen eine ausladende Bewegung mit beiden Armen, die sie beim Yoga gelernt hatte. Sie machte sich klar, dass sie die Geräusche des Hauses

einfach nicht kannte. Es konnte ein Tier gewesen sein, da draußen, es konnte ein Ast sein, der von einem Baum gefallen war, es konnte irgendetwas sein, das sie sich als Stadtmensch gar nicht vorstellen konnte.

In ihren Augenwinkeln bewegte sich etwas. Die Vase! Nein, nicht die Vase, das Fenster dahinter. Da war etwas, ganz sicher. Einen Augenblick hatte sie das Gefühl, als hätte sie jemand von draußen angestarrt, zwei weiße Augenpaare, die sich aus dem Schwarz der Nacht schälten. Schon im gleichen Moment war sie sich nicht mehr sicher, ob es nicht doch Einbildung war. *Ja, ich bilde mir etwas ein, ganz sicher*, sagte sie sich, *was denn sonst?* Sie zog die Beine an, bis ihre Füße auf der Sitzfläche standen, und drückte ihren Körper fest an die Rückenlehne des Sofas. Sie blickte auf die Handtasche, die vor ihr auf einem Glastisch mit goldenen Füßen stand, und dachte an das Handy, das sich darin befand.

„Das ist Unsinn, das machst du nicht, du rufst niemanden an, weil du nicht allein zu Hause sein kannst.“

Hatte sie vor sich hingesprochen? Oder hatte sie das gerade nur gedacht? Sie wusste es nicht, sie war verwirrt, ihr war eiskalt, ihr war schwindlig. *Du musst ruhig sein*, dachte sie. *Hör genau hin, da ist niemand, es ist Einbildung ...!*

Ein plötzliches Klirren aus dem Flur. Laut und deutlich. Glas zersprang, Scherben fielen auf die Fliesen. Sie sprang auf, starrte auf die geschlossene Flurtür. Nichts war Einbildung, jetzt wusste sie es. Nicht sie war der Psycho, der Psycho war ... Oh Gott, sie hörte das Türschloss schnappen. Die Klinke. Das Quietschen der Tür. Poltern, Schritte knirschten über die Glascherben, die auf den Fliesen liegen mussten. Panisch sprang sie zu ihrer Handtasche, fingerte zittrig den Reißverschluss auf. In einem ersten Impuls griff sie hinein, doch dann drehte sie die Tasche einfach um. Lippenstift, ihr Puderdöschen, ein kleiner Block fielen auf den Tisch. Einkaufszettel, ein zu-

sammengerollter Ausstellungskatalog, Taschentücher und da – das Handy! – rollten auf den Teppich. Sie sprang hinterher, schnappte sich das Telefon. Auf dem Boden kniend hörte sie, wie sich hinter ihr die Tür öffnete. Tränen liefen ihr über die Audrey-Hepburn-Wangen, sie sah alles verschwommen, tipp-te wahllos auf die Tastatur des Handys. Dann wurde sie von hinten umgriffen und sie spürte etwas Warmes, Fleischiges auf ihrem Mund.

Sie wurde in den Flur gezogen und durch die Haustür. Sie wusste, sie würde ihr Elternhaus nie mehr wiedersehen.

2

„O.K., wer möchte vortragen?“

Helen Bechmann wollte, aber sie wusste, dass es nicht ging. Was sie geschrieben hatte, konnte man nicht vortragen. Nicht hier. Aber sicherlich würde Edda Mayr sich gleich melden, sie sah es an ihrem Gesichtsausdruck. Die nervös wogenden Wangen, der Biss auf die fettigglänzende Unterlippe, der Daumen, den sie an der Innenseite ihres Zeigefingers rieb – die typischen Anzeichen, dass ihr Strebertum gleich aus ihr herausbrechen würde. Edda! Damit hatte sie nun wirklich nicht gerechnet, dass sie ausgerechnet neben ihr sitzen würde. Sie waren schon zusammen auf der Realschule gewesen und in den letzten Jahren tatsächlich auch als Banknachbarn. Nicht freiwillig, natürlich nicht. Helen Bechmann lachte bei dem Gedanken in sich hinein. Strafumgesetzt hatte man sie! Weg von ihrer besten Freundin Marion Schütz, mit der sie damals ganze Stunden durchgequatscht hatte. Und mit der sie einen geheimen Code ausgearbeitet hatte, der anzeigte, was man mit welchem Jungen schon so alles gemacht hatte. „1“ war küssen, „2“ war Zungenkuss, „3“ war obenrum streicheln, „4“ unten-

rum, „5“, „6“, „7“ gab es nicht, sie wusste auch nicht warum. Und dann folgten die etwas härteren Sachen. Als sie Marion in der neunten Klasse von ihrer ersten „10“ erzählt hatte, kreischte die vor Entzückung so laut auf, dass sie Helen Bechmann neben Edda Mayr gesetzt hatten, die Klassenstreberin.

Edda Mary meldete sich.

„Frau Mayr, lassen Sie hören!“

Am liebsten hätte Helen Bechmann sich die Ohren zugehalten, um diesen Dünnschiss von „Frau Mayr“ nicht ertragen zu müssen. Stattdessen lächelte sie und sah sie an. Sie konnte einfach nicht verstehen, warum manche Frauen um die vierzig plötzlich ihre komplette Weiblichkeit vergaßen. Auf einmal ließ man sich einen unmodernen Pagenschnitt schneiden, trug nur noch Bequemzeug und entdeckte eine neue Natürlichkeit – ganz ohne Schminke. Da machte Helen Bechmann nicht mit. Wozu auch? Sie fühlte sich noch genau so attraktiv wie mit dreißig. Viele in ihrem Freundeskreis hatten ihr versichert, dass sie ihre Figur über die Jahre hinübergerettet hatte. Helen Bechmann fand, ihre Freunde hatten recht, auch wenn sie heute natürlich wesentlich mehr dafür tun musste, um so auszusehen wie damals.

Edda Mayr fabulierte von feuchten Wiesen am Morgen und dem Tau, der an den Blättern leckt. Helen Bechmann wurde schlecht. Konrad Kister hatte ihnen die Aufgabe gestellt, fünf Minuten über das Thema „Regen“ zu brainstormen und „einfach so niederzuschreiben, was Ihnen dabei in den Sinn kommt“. Und was kam Edda Mayr in den Sinn? Der Tau auf irgendwelchen Halmen.

Helen Bechmann hatte an Sex gedacht. An Sex im Regen, warmen Regen. An einen verregneten Strand, der einsam war, und an ein frisch verliebtes Paar, das vom Regen überrascht wurde und dessen Kleider nass wurden bis auf die Haut, sodass sie dadurch angeregt halb im Meer liegend über sich herfielen.

„... und recken die kleinen weißen Köpfchen ihm zu, als sei er ein von Gott gesendeter Segen, der sie wachsen und gedeihen lässt, und die Natur stimmt ein gemeinsames Dankeslied an für ihren Schöpfer ...“

Helen Bechmann verdrehte die Augen und wandte sich ab. Sie schlug die Beine übereinander und konnte sich des Gefühls nicht erwehren, dass ihrem Dozenten nicht entgangen war, dass sie als Einzige im Kurs einen Minirock trug. Sie musste zugeben, dass sie durchaus an sich dachte in ihrer Sexam-Strand-Prosa und wieso sollte nicht Konrad Kister den männlichen Part übernehmen? Er sah nicht schlecht aus: war groß und dunkelhaarig, auch wenn er ein paar eigenartige helle Streifen im Haar hatte. Aber das konnte sie beheben, schließlich war sie eine der besten Friseurinnen der Stadt. Er war etwas jünger als sie, fünf, sechs Jahre vielleicht. Aber jüngere Männer passten hervorragend zu erfahrenen Frauen, vor allem wenn es um Sex ging, wusste sie.

Sie räkelte sich, drückte die Wirbelsäule leicht durch, so als sei sie verspannt. Sie atmete ein und schob ihre Brust dabei ein wenig nach vorn, täuschte ein unterdrücktes Gähnen an. Sie spürte, wie sein Blick auf sie fiel, wie er an ihrem trainierten Körper entlangstrich. Sie ließ sich ein leichtes Lächeln entlocken, das eine Form von Einverständnis signalisierte, wenn man es so auffassen wollte.

Plötzlich brandete Applaus auf und holte sie wieder zurück in die Realität, in den kleinen Raum der Volkshochschule Landsberg, der irgendwie nach Gummi roch und in dem zwei Dutzend Frauen saßen, um „kreativ Schreiben“ zu lernen.

„Sehr schön Frau Mayr“, sagte Konrad Kister und blickte in die Runde, „ich denke wir konnten sehen, wohin einen die Kraft der spontanen Assoziation tragen kann. In Ihrem Fall also in die Natur und zu einem spirituellen Erleben, wenn man so will.“

Helen Bechmann blickte in das strahlende Gesicht Edda Mayrs. Sie musste daran denken, wie ihre Lehrer damals die Halbjahresnoten aus ihren mit rotem Kunstleder umschlungenen Büchlein vortrugen. Während Helen Bechmann in den meisten Fächern um eine Vier kämpfte, hatte ihre Banknachbarin Edda Mayr natürlich immer eine Eins. Und mit genau diesem dümmlichen Lächeln erwartete sie immer die Bekanntgabe ihrer Note: „Edda Mayr – Eins.“ *Arschloch*, dachte Helen Bechmann.

„Wer will uns noch an seiner Gedankenwelt teilhaben lassen? Vielleicht Sie – Frau Bechmann?“

Helen Bechmann schluckte, blickte irritiert nach vorne zum Pult, an das Konrad Kister lässig angelehnt stand. Hatte er gerade tatsächlich ihren Namen aufgerufen?

„Was meinen Sie, Frau Bechmann? Es würde mich wirklich interessieren, was Ihr Brainstorming ergeben hat. Wollen Sie ...?“

„Nein ich ...“ – Helen Bechmann spürte, wie ihr Körper in sich zusammensank, und sie spürte eine plötzliche Hitze in ihren Ohren, spürte, wie ihr die Röte ins Gesicht stieg bei dem Gedanken, ihre Assoziationen vorzutragen. „Nein, ich – jetzt nicht, vielleicht nächstes Mal, wenn das in Ordnung ist.“

Konrad Kister lächelte. „Natürlich ist das in Ordnung. Keiner wird gezwungen, aus seiner Dichterhöhle hinauszutreten. Vielleicht Sie, Frau Laumen?“

Sylvia Laumen begann zu lesen, doch Helen Bechmann hörte gar nicht zu. Rote Ohren, dachte sie. Der Typ hatte es tatsächlich geschafft, dass sie rote Ohren bekam – Sie! *Den will ich haben*, sagte sie sich. *Und ich will eine „8“, eine „9“ und eine „10“.*

Er war froh, als er die Tür hinter sich zugezogen hatte. Als er endlich für sich war, allein, nicht mehr im Mittelpunkt stand. Dabei gab er den Kurs doch hauptsächlich aus diesem Grund:

um unter Leute zu kommen, nicht zu sehr zu vereinsamen, nicht zu sehr in sein Eigenbröttertum zu verfallen. Es war nicht gut für ihn, immer nur mit den Gedanken allein zu sein, auch wenn daran natürlich kein Weg vorbeiführte. Schreiben war eine einsame Tätigkeit. Und das konnte er ja auch gut: allein arbeiten. Wenn ihm denn nur endlich eine Story einfiel, aber das war eine andere Baustelle. Nur neunzig Minuten dauerte er, der Kurs, und dennoch hatte er jetzt das Gefühl, den ganzen Tag Steine geschleppt zu haben. Was strengte ihn nur so an? Die Fassade aufrecht zu erhalten vielleicht. Immer gut gelaunt zu sein, immer souverän, charmant, Herr der Lage. So erwarteten sie es doch von ihm. So hatte es jedenfalls *sie* immer von ihm erwartet. Und das glaubte er schon: dass er sie überzeugt hatte, mit dem Bild, das er nach außen von sich abgab, seiner Maske, wenn man so wollte. Vielleicht war es bei ihrem gestrigen Treffen das erste Mal gewesen, dass er wirklich bei sich war, dachte er, dass er nicht versuchte, für sie zu funktionieren. *Das erste Mal ich selbst – und das bei unserem letzten Treffen*, ging es ihm durch den Kopf – das Leben konnte einen schon gehörig mit Spot überschütten.

Es klopfte.

Das fehlte noch, dachte er. Noch nicht einmal die Jacke hatte er ausgezogen und schon wollte wieder jemand etwas von ihm.

„Ja?“

Die Klinke wurde heruntergedrückt, doch die Tür bewegte sich nicht.

„Moment!“

Er ging zur Tür, drehte den Schlüssel um, öffnete.

Monika strahlte ihn an, die Tochter des Gastwirts beziehungsweise die Stieftochter, wie er gestern erfahren hatte. Sie trug ein blaues Dirndl mit einer rosa Schürze, eine weiße Bluse mit Spitzenrand hatte sie sich schützend über ihr üppiges

Dekolleté gelegt. Sie hatte ihre Arme hinter dem Rücken verschränkt und trat einen Schritt zurück, als er sie anblickte.

„Ich störe hoffentlich nicht ...? Ich wollte nur sagen: Der Ludwig hat ein Holzfass angeschlagen, falls Sie möchten. Und ich bin gerade in der Küche mit dem Schweinsbraten fertig.“

Er überlegte, doch der Blick in ihr feistes, ausdrucksloses Gesicht machte ihn vollkommen ratlos. Einen Moment fühlte er sich einfach nur leer.

„Oder haben Sie schon gegessen? Dann ist's auch gut.“

Nein, hatte er nicht, dachte er. Und ja, er sollte etwas essen. Zwar hatte er keinen Hunger, aber der würde kommen, er hatte nur gefrühstückt heute.

„Nein“, sagte er, „nein, habe ich nicht. Ich will nur kurz ...“ Er zog die Jacke aus, warf sie auf das frischgemachte Bett. Einen Atemzug blieb er mit zum Zimmer gewandten Blick stehen. Erst jetzt registrierte er, dass aufgeräumt worden war: Nicht nur das Bett war frisch bezogen und sein Pyjama gefaltet und aufs Kopfkissen gelegt worden. Auch die Unterlagen auf dem kleinen an die Wand geschmiegenen Nussholztisch lagen nicht mehr durcheinander, sondern waren säuberlich übereinander gestapelt. Der Koffer, aus dem er die vergangenen Tage gelebt hatte, war verschwunden und ein Blick in das offene Regal am Fußende des Bettes verriet ihm, dass seine Unterwäsche aus ihm hinaus genommen und dort eingeräumt worden war. Das Chaos aus Büchern, Taschentüchern, Plastikflaschen und Gläsern auf dem Nachttisch war in eine ordentliche, rechtwinklige Welt verwandelt worden.

Er blickte sich zu Monika um: „Sie haben aufgeräumt!“

„Sagen wir doch ruhig Du, oder?“

Ihre Antwort verwirrte ihn.

„Ja, habe ich“, durchbrach sie sein Schweigen. „Ich will, dass du dich ausschließlich auf deine Arbeit konzentrieren kannst. Es ist dir doch recht, oder?“

„Ja“, sagte er noch halb abwesend, „das heißt, die Unterlagen ...“ Er machte einen Schritt darauf zu, fuhr mit dem Daumen über einen der Stapel. „Es mag chaotisch aussehen, aber es ist eine komplexe Ordnung, weißt du?“

Sie schaute betroffen. „Es ist nur, weil du gestern gesagt hast, dass du hier seist, um Konzentration zu finden. Und wir wollen, dass dir das hier gelingt, das sieht auch mein Vater so.“

Er fühlte sich mit einem mal mies, mit Dreck bespritzt: Jemand bemühte sich, damit er seiner Arbeit besser nachgehen konnte, und er hatte nichts anderes im Sinn, als zu nörgeln und zu kritisieren. Er trat auf sie zu. „Nein, nein, das ist ... das ist perfekt. Alles ist prima“ – er machte eine ausladende Geste in Richtung des Raums – „es geht ja nur um die Unterlagen. Ansonsten ... das ist doch herrlich, dass ihr mir das hier abnehmt.“ Er lächelte: „Und jetzt freue ich mich auf den Schweinsbraten!“

Ihre Miene hellte sich auf. Plötzlich löste sie einen Arm von ihrem Rücken, ließ ihn herumschnellen und hielt ihm etwas vor die Nase. „Signierst du es mir?“

Es war der Krimi, den er vergangenes Jahr veröffentlicht hatte. Er nahm das zerlesene Buch, setzte sich an den Schreibtisch und schrieb: „Für Monika, die mein neues Buch erst möglich macht.“

Die Gastwirtschaft wirkte wie ein dunkler, rauchiger Keller mit wenig Licht. Sie bestand aus einer Bar, die sich hufeisenförmig in den Raum schob, und ein paar Tischen, die wie provisorisch aneinandergestellt worden waren. Stühle gab es nur vereinzelt, man saß auf Bänken. Alles war auf Gruppen ausgerichtet, nicht auf Typen wie Konrad Kister, die fremd waren in der Stadt und alleine bei ihrem Bier saßen. Man kannte einander, man rottete sich zusammen und allein zu sein, bedeutete, einen Makel zu haben. Nur an der Bar wurden hin und

wieder ein paar Gestrandete angespült, doch wollte Konrad Kister dort nicht sitzen.

Monika wartete, bis er sich einen Platz gesucht hatte, brachte ihm dann die Karte und stellte sich neben ihn, wartend, lächelnd. Ohne hineinzuschauen, bestellte er einen Schweinebraten und ein Bier aus dem Holzfass.

Als Monika hinter dem Tresen verschwunden war, ärgerte er sich über sich selbst. Auf das Bier freute er sich, aber auf etwas, das so fettig war wie ein Schweinebraten, hatte er keine rechte Lust. Im Grunde hatte er ihn bestellt, weil er das Gefühl hatte, sie würde sich darüber freuen, dass er sich für ihre Empfehlung entschieden hatte. Er beschloss, nicht weiter darüber nachzudenken, und nickte dann den Schwarzer-Brüdern zu, die ihm von der Bar aus zuprosteten. Er hatte sie vor einigen Tagen kennen gelernt, als sie genau an der gleichen Stelle über ihr Bier gebeugt saßen. Sie betrieben eine Landschaftsgärtnerei, die hauptsächlich von öffentlichen Aufträgen in der Region lebte. Zwar hatten die Schwarzers einige Angestellte, doch war das Unternehmen darauf angewiesen, dass die beiden Chefs ebenfalls die Ärmel hochkrepelten. Während Reinhard, der Ältere, sich hierbei hauptsächlich um den Bürokratismus und die Ausschreibungen kümmerte, packte der jüngere Bruder Hagen vor Ort mit an. Die Aufgabenteilung war den beiden anzusehen: Reinhard war groß, stämmig, ein wenig unteretzt, er trug den gemütlichen Bart eines Büromenschen und strahlte in seinem braunen Wollpullover und seiner anthrazitfarbenen Buntfaltenhose eine grundlegende Zufriedenheit mit sich und seiner Umgebung aus. Hagen war drahtiger, war muskulöser, und sein Blick war eigenartig stechend, auch wenn er immer nur kurz auf einem ruhte, bevor er auswich, kurzzeitig ziellos umherzuwandern schien und dann wieder begann, sein Gegenüber linkisch zu fixieren. Jetzt stand er neben seinem Bruder, das blaue Hemd über den adrigen Bizeps hochge-

krempelt, mit der rechten Hand sein Glas umschlossen, mit der anderen riss er kleine Papierfitzelchen aus einem Bierdeckel. Er hörte seinem Bruder zu, doch mit scheinbarem Widerwillen, als bereite ihm das Gesagte eine körperliche Pein.

„Und? Wie weit bist du?“, fragte Monika und stellte das Bier auf den Tisch.

Konrad Kister schreckte hoch, wie aus einem Traum gerissen. Er blickte zu Monika auf, die sich schräg über ihn beugte und die noch immer das Glas Bier fest umschlossen hielt, obwohl es bereits auf dem Tisch stand. Er sammelte sich, wusste aber nicht, auf was sie hinauswollte.

„Wie weit ich bin?“

„Mit dem neuen Buch, das du hier bei uns schreibst, meine ich.“

Das fehlte ihm noch, dass er jetzt jeden Abend über seinen Schreib-Fortschritt Auskunft geben musste. Vor allem, da er weder angefangen noch eine grundlegende Idee hatte. Vielleicht fand er nach alledem, was ihm in der letzten Zeit passiert war, auch heraus, dass er gar nicht mehr schreiben konnte.

„Ehrlich gesagt, habe ich mich in den letzten Tagen erst mal auf meinen Kreativ-Schreiben-Kurs konzentriert. Ich habe so etwas noch nie gemacht und da muss jede Stunde vorbereitet werden.“

„Aber du hast schon eine Idee?“

„Ehrlich gesagt: nein.“

Sie ließ das Glas los, zog sich die Schürze zurecht. „Vielleicht fällt dir in deinem Kurs etwas ein. Das kann ja inspirierend sein, wenn man mit anderen nachdenkt und arbeitet.“

Er zuckte mit den Schultern. Irgendetwas verärgerte ihn, doch er konnte den Grund nicht benennen. Er versuchte, nicht weiter darüber nachzudenken, schließlich hatte er beschlossen, dankbar zu sein, dass man versuchte, es ihm hier so angenehm zu machen, wie nur möglich.

„Aber ein Krimi wird es schon wieder, oder?“

„Monika!“

Sie zuckte leicht zusammen, wandte sich um. Es war Ludwig Esch, ihr Stiefvater, der sie gerufen hatte. Er wies mit nickendem Kopf in Richtung Bar, an der zwei weitere Gäste Platz genommen hatten und offenbar darauf warteten, ihre Bestellung aufzugeben. Monika legte Konrad Kister für einen Wimpernschlag die Hand auf die Schulter und verschwand dann wortlos hinter der Zapfanlage.

Als er ihr hinterhersah, stieß er auf Ludwig Eschs Gesicht. Es sah noch immer so besorgt aus, wie er es in den vergangenen Tagen kennen gelernt hatte, so, als halte es eine bittere Wahrheit zurück, die jetzt endlich ausgesprochen werden musste. Offenbar war es sein Standardblick. Als Ludwig Esch bemerkte, dass Konrad Kister ihn anstarrte, verzog er leicht den rechten Mundwinkel, versuchte eine entschuldigende Geste, doch die gerade Linie seiner dünnen Lippen schien sich nicht zu bewegen. Dann wandte er sich ab und kümmerte sich wieder um das zu säubernde Geschirr, das vor ihm stand. Konrad Kister beobachtete, wie er dabei seine Hände unter das vor Hitze dampfende Wasser hielt. Ludwig Esch verzog keine Miene.

„Unheimlich, der Alte, was?“

Konrad Kister blickte auf das Gesicht eines Rothaarigen mit Sommersprossen und Pausbacken, der im Begriff war, sich zu setzen.

„Sie erlauben doch?“

Konrad Kister nickte mechanisch – und hatte sofort das Gefühl, diese Geste zu bereuen.

„Moment ...!“ Der Pausbackige stand erneut auf, ging einen Schritt hinüber zu dem Tisch, an dem er vorher gegessen hatte. Er griff nach einem halbvollen Bierglas, wandte sich wieder um. Im Gehen setzte er das Bierglas an, leerte es bis zur

Neige. Noch bevor er sich wieder auf der Bank gegenüber von Konrad Kister niederließ, hielt er das Glas in die Luft, in Richtung Bar. Ludwig Esch nickte, der Pausbackige setzte sich.

„War mal Bestatter, der Alte“, sagte er und wischte sich mit dem Unterarm den Bierschaum vom Mund. „Hat immer noch diesen unheimlichen Blick. Von einem, der ganz nah bei dem da unten ist.“

„Bei dem da unten?“

„Na bei dem hier ...“ Er formte mit den Zeigefingern zwei Teufelshörner und legte sie sich grinsend auf die Stirn.

Konrad Kister atmete aus, versuchte ein Lächeln. Einen Augenblick wurde er abgelenkt, da sich die Eingangstür öffnete. Ein Mann, der auf eine unerfindliche Art und Weise jünger aussah, als er es zu sein schien, kam herein. Vielleicht lag es an seinem ordentlichen Seitenscheitel, der nicht zu der Figur eines Rugby-Spielers passte, über die der Mann verfügte, ging es Konrad Kister durch den Kopf. Als wäre es das Leichteste der Welt, trug er ein Holzfass auf seinem Rücken in die Gaststube hinein.

„Hat den Ex von der Anna noch selbst unter die Erde gebracht. Und dann die Witwe persönlich betreut, geheiratet und alles. Bis sie dann den Rappel gekriegt hat. Jetzt kümmert sich die Monika um sie und er spielt hier den harten Hund. Aber hätte ja gar nicht besser laufen können für den Alten.“

Konrad Kister hörte, wie das Holzfass auf den Boden knallte. Danach ein unzufriedenes Brummen von der Theke. Der gutfrisierter Hüne ging wieder hinaus und kam einen Atemzug später mit einem weiteren Holzfass auf den Schultern zurück in die Stube.

„Monikas Mutter hat was ...?“

Der Pausbackige grinste, offenbar weil Konrad Kister abgebissen, weil er Interesse gezeigt hatte. „Hat ’nen Affen gekriegt. Ist verrückt geworden.“ Er machte mit der Hand einen

Scheibenwischer und beugte sich dann über den Tisch zu Konrad Kister herüber. „Geistige Umnachtung.“ Er grinste, als hätte er einen ironischen Witz gemacht. „Redet keiner drüber, weiß wohl auch keiner, warum das Ganze. Monika pflegt sie jetzt und wenn die alte Dame hops geht, hat Ludwig den Laden hier. Cleverer Bursche, was?“

Vor Konrad Kister wurde ein dampfender Teller auf den Tisch gestellt und über ihn hinweg ein Bier gereicht. „Du redest zu viel, Götz!“

Der Pausbackige ergriff das Bier. „Nur ein kleiner Plausch, Ludwig, nichts weiter.“

Ludwig Esch wandte sich Konrad Kister zu: „Wenn Sie sich belästigt fühlen ...“

Konrad Kister schüttelte den Kopf. „Nein, nein ...“

Der Pausbackige grinste triumphierend und protestierte Ludwig Esch zu. „Ein Gespräch unter Freunden – kann man doch nichts gegen haben, oder?“

Konrad Kister fühlte sich unwohl und beschloss, sich auf seinen Schweinebraten zu konzentrieren. Aus dem Augenwinkel beobachtete er, wie Ludwig Esch begann, einen der Nachbartische mit einem gelben Tuch abzuwischen. Penibel beseitigte er alle Glasränder und schob jedes Krümelchen zusammen. Dann schnellte sein Oberkörper plötzlich wieder nach oben, seine Augen fixierten irgendetwas auf der Höhe der Theke. Ludwig Esch schrie: „Behalt deine Finger bei dir, Eugen! Ich sag’s dir nicht zweimal!“

Konrad Kister schaute auf, sah, wie sich Monika gerade an dem Bierlieferanten vorbeisob. Sie blickte erst mit Unverständnis zu Eugen, dann mit bösen Blicken zu Ludwig Esch.

„Besser *du* behältst deine Finger bei dir, Ludwig. Und lass mir den Eugen in Ruh“, kam es plötzlich von der anderen Ecke. Es war Hagen, der jüngere der beiden Schwarzer-Brüder.

„Was willst du damit sagen, Hagen? Was willst du sagen,

hm? Los, raus damit!“ Ludwig Eschs Gesicht hatte plötzlich den Ausdruck der Besorgnis abgelegt, zwei senkrechte Zornesfalten zeichneten sich stattdessen auf seine Stirn. Er presste sein gelbes Wischtuch mit einer fleischigen Faust zusammen.

Hagen Schwarzer rutschte vom Stuhl, fixierte den Wirt mit stechendem Blick, sein Bizeps zuckte. Er drückte die Brust raus und ging auf Ludwig Esch zu. Obwohl der Wirt deutlich größer und wuchtiger war, lag keine Angst in Hagen Schwarzers Blick, er schien voll und ganz auf seinen durchtrainierten Körper zu vertrauen.

„Hagen, lass es gut sein“, beruhigte sein Bruder und hielt ihn an der Schulter fest.

Von der Theke stieß der bärige Eugen einen dunklen, unverständlichen Laut aus. Konrad Kister schob sich eine Gabel mit Braten in den Mund, vergaß dann aber das Kauen.

„Die beiden waren mal zusammen auf dem katholischen Internat“, flüsterte Götz Konrad Kister verschwörerisch zu und blickte erst zu Hagen Schwarzer und dann zu Eugen. „Die schwulen Brüder halten halt zusammen. Außerdem geht das Gerücht, der Wirt habe sich, nachdem die Mutter ausfiel, an die Tochter gehalten. Gab wohl sogar mal ’ne Anzeige. Wurde dann aber zurückgezogen. Nichts Genaues weiß man nicht.“

Eugen gab sich plötzlich einen Ruck und trottete, den Blick zum Boden gewandt, wortlos aus der Gaststätte. Nur der Trotz mit dem er die Tür zuschlug, machte seine innere Aufwallung fassbar. Der laute Knall schien alle anderen mit einem Mal zu beruhigen. Konrad Kister begann wieder zu kauen.

„Der ist auch ein bisschen ballaballa“, erklärte Götz. „Ist ein Nest hier.“ Er lachte, er war offenbar der Einzige, der seine wahre Freude an der Eskalation hatte.

Konrad Kister war heilfroh, als er wieder in seinem Zimmer war. Er drehte den Schlüssel von innen um und beschloss,

heute nicht mehr zu öffnen, komme was wolle. Nicht, dass ihm die Geschichte im Restaurant noch weiter nachhing. Er war im Grunde froh über ein wenig Aufregung, ein wenig Ablenkung. Wenigstens musste er so nicht wieder die ganze Zeit an *sie* denken. Doch steckte ihm der Tag nach wie vor bleischwer in den Gliedern und er war jetzt einfach nur noch hundemüde. Er würde sofort ins Bett gehen, beschloss er. Heute hatte es keinen Sinn mehr, sich noch mal an den Schreibtisch zu setzen und über den Ideen für die neue Story zu brüten. Er zog sich aus und nahm anschließend den von Monika mütterlich gefalteten Pyjama vom Bett. Er musste unwillkürlich lächeln, als er hineinschlüpfte. Dann ging er ins Badezimmer. Als er den Lichtschalter anknipste, erschrak er fast. Sein kompletter Kosmetikbeutel war ausgeräumt worden. Rasierzeug, Duschbad und Shampoo, eine Hautcreme, die er benutzte, sein Deo, eine Schachtel mit Kondomen, sein Maniküre-Set – einfach alles war ordentlich auf die Ablage unter den Spiegel gestellt worden. Konrad Kister wusste nicht, ob er lachen oder weinen sollte.